

IV.

Unermüdliche Wohlthätigkeit.

Der Einfluss des Beispiels der Eltern, mag dieses nun ein gutes oder schlimmes sein, wirkt nachhaltig bis ins spätere Leben ihrer Kinder. Tugenden wie Laster der Erwachsenen lassen sich oft nicht anders erklären, als wenn man auf die Familie zurückgeht, aus welcher sie hervorgegangen sind. Die ersten Eindrücke der Jugendzeit, welches Alter überhaupt mehr aus Nachahmung als aus Ueberzeugung handelt, bleiben im Gemüthe haften, und die dort angenommenen Gewohnheiten und eingesogenen Lehren werden mit ins reifere Alter hinübergenommen.

Petrus hatte fromme, tugendhafte Eltern, die ihren Kindern das nachahmungswertheste Beispiel gaben. Von den vielen Tugenden, welche sie zierten, hatte unser Heiliger besonders jenen Zug zum Wohlthun, jenes Mitleid mit dem menschlichen Elend von ihnen geerbt, welches ihn später auszeichnete. Als Abt von Tamić sehen wir ihn eifrig im Dienste der christlichen Nächstenliebe, jetzt, nachdem er Bischof geworden, öffnet sich für seine menschenfreundliche Thätigkeit ein viel weiteres Gebiet, auf dem er sich unermüdlich beschäftigt zeigt.

Wenn er als Erzbischof eifrig darauf bedacht war, die verkauften Güter und verloren gegangenen Einkünfte des erzbischöflichen Stuhles wieder zurückzuerwerben, so geschah es nicht blos, um zu seinem Rechte zu gelangen, sondern vielmehr in der Absicht, reichlichere Mittel zur Uebung der Wohlthätigkeit zu erlangen, weil er jenen Besitz auch als das Erbtheil der Armen Christi ansah. Da er überaus einfach lebte und jegliche unnöthige Ausgabe mied, so konnte er fast sein ganzes Einkommen zu wohlthätigen Zwecken verwenden. Auf seinen Visitationsreisen war er nur von wenigen Clerikern begleitet, um namentlich den ärmeren Kirchen nicht zur Last zu fallen. Deshalb nahm er dann manchmal auch selbst die nöthige Nahrung für sich und seine Begleitung mit. Da gieng es denn aber dieser manchmal schlimm, denn es geschah nicht selten, dass er das Mitgenommene unterwegs an Bettelnde austheilen liess, so dass wenig oder gar nichts übrig blieb. Ueberall wohin er kam, stellte er die Bitte, seinetwegen keine unnöthigen oder überflüssigen Ausgaben zu machen, sondern lieber das, was man aufwenden wollte, den Armen zu schenken. Auch war es an allen Orten, wo er sich aufhielt, seine erste Frage, nachdem er seines bischöflichen Amtes gewaltet, nach den Armen, Kranken und Gebrechlichen. Er besuchte sie dann entweder selbst, um ihnen Almosen oder Trost zu spenden, oder er beauftragte seine Geistlichen, nachzusehen und liess sich dann über ihre Wahrnehmungen und Hilfeleistungen ausführlichen Bericht erstatten.

Wir können unmöglich hier all die Beispiele der unermüdllichen Thätigkeit in dieser Richtung aufzählen, welche sein alter Biograph verzeichnet und deren Andenken so bewahrt hat; wir heben nur einzelne Begebenheiten aus der grossen Menge derselben heraus, welche den heiligen Mann besonders charakterisiren. So fand er einst auf einer Reise im Hause einer vermöglichen und wohlthätigen Dame gastliche Aufnahme. Diese gab sich alle Mühe, dem verehrten Gaste, wie einst Martha dem Herrn, zu dienen. Der Heilige aber, der mehr an seine Armen dachte, als an seine eigene Person, steckte nach beendeter Mahlzeit alles übriggebliebene Brod in den Almosensack, welchen er stets mit sich führte. Die Tischgenossen sahen erstaunt dem Thun des Erzbischofs zu; seine Wirthin aber, die ihn schon kannte, war darüber keineswegs ungehalten, sondern gieng auf seine Absichten ein, indem sie noch mehr Brod herbeibringen liess. „Das ist der Armen Antheil“, bemerkte er vergnügt lächelnd, „es ist gewiss billig, dass nicht wir allein aus der grossen christlichen Liebe dieser frommen Familie Vortheil ziehen, sondern dass auch die Armen an derselben theilnehmen und die wohlthätigen Spender dafür segnen.“

Aber nicht blos mit Nahrung, sondern auch mit Kleidern versah er die Armen und wenn solche nicht gerade zur Hand waren, gab er von seinen eigenen her. Das geschah nicht blos zu Hause, sondern auch auf der Reise. Als er einst mitten im strengsten Winter über den Kleinen St. Bernhard zog, traf er eine alte, nothdürftig gekleidete Frau am Wege, die vor Kälte starbte. Wie er sie sah, hielt er sogleich an und rief voll Mitleid aus: „Ach meine Mutter stirbt vor Kälte, wer von uns beraubt sich eines Theils seiner Kleider, um deren Leben zu retten?“ Seine Begleiter sahen einander verlegen an, keiner antwortete weder durch Rede noch durch That auf diese Frage, da alle wohl wussten, dass sie auf solche Weise bei der grossen Kälte das eigene Leben aufs Spiel setzen würden. Da gieng der mitleidige Erzbischof ein wenig abseits, zog seinen Habit aus und behielt nur die Cuculle, welche er nach dem damaligen im Orden bestehenden Gebrauche auch auf Reisen trug. Nachdem er dann sein Kleid der Alten geschenkt hatte, setzte er den Weg zu Fuss fort. Die Kälte war aber so empfindlich und durchdrang seinen Körper bald dergestalt, dass er nur mehr mit Mühe vorwärts konnte. Als er und seine besorgten Begleiter endlich mit Noth das Hospiz auf dem Berge erreicht hatten, musste er sich sogleich zu Bette legen. Starkes Fieber und heftiger Schüttelfrost stellten sich ein, so dass sein Zustand höchst bedenklich wurde. Man fürchtete für sein Leben. Gott liess es indessen nicht geschehen, dass dieses fromme Uebermass christlicher Nächstenliebe seinem Diener das Leben kostete. Wider Aller Erwarten erholte er sich schnell wieder. Der nämliche Fall ereignete sich später noch einmal, indem er einem armen Weibe und deren Kinde, damit sie ihre Blösse decken konnten, wieder seinen Habit und dazu noch reichliches Almosen schenkte. — Diese Thatsachen aus dem Leben des Heiligen rufen uns eine ähnliche aus dem Leben eines anderen bekannten Heiligen in Erinnerung und veranlassen uns, eine Vergleichung anzustellen. Geschichte, Poesie und Malerei haben miteinander gewetteifert die Handlungsweise des nachmaligen grossen Bischofs von Tours der Nachwelt zu überliefern und in ihrer Weise zu verherrlichen. Der Katechumene Martin hatte aber dem Bettler nur die Hälfte seines Mantels mitleidig überlassen und deshalb doch verdient, den Herrn, mit diesem Stücke bekleidet, im Traumgesichte zu schauen, indessen Petrus ungleich mehr gethan, denn er hat sein Kleid ungetheilt grossmüthig den Armen geschenkt, weil die vollkommene Liebe keine Theilung kennt und weil der gute Hirte bereit ist, sein Leben für seine Schäflein zu opfern. Dieses Opfer nahm indessen der Herr nicht an, nichtsdestoweniger lohnte er es seinem treuen Diener gewiss hundertfach.

Wenn unser Heiliger auf Reisen war, dann konnte er natürlich nicht

immer so leicht mit Nahrungsmitteln oder Kleidungsstücken den Dürftigen zu Hilfe kommen, da musste er mit Geld sich behelfen. Die Summen, welche er bei solchen Gelegenheiten als Almosen spendete, erreichten manchmal eine für die damaligen Zeiten erstaunliche Höhe. So brauchte er einst auf einer einzigen solchen Reise 2000 Schilling in Silber d. i. 3684 Fr. in heutiger Währung. Sein Grundsatz war, zu geben so lange man Etwas hat und nichts zu behalten als das unbegrenzte Vertrauen auf die Vorsehung Gottes. Er hatte sich in diesem Punkte den hl. Johannes, Patriarchen von Alexandrien, genannt der Almosengeber, zum Vorbild genommen. Wenn ihn sein Begleiter auf sein Thun aufmerksam machte und bemerkte, es sei ein Gebot der Klugheit, Etwas für alle Fälle zurückzubehalten, da hatte der Heilige statt aller Antwort nur ein mildes Lächeln und wusste das Gespräch alsbald auf etwas Anderes zu lenken. In seiner Mildherzigkeit wollte er so weit gehen und seine Pferde verkaufen, um den Erlös den Armen zu geben. Davon rieth ihm jedoch sein Freund, Abt Heinrich von Hautecombe ab, indem er ihm zu bedenken gab, dass er in seiner Diözese den Weg wohl zu Fuss machen könne, nicht aber wenn Geschäfte ihn nach entfernten Ländern riefen. Wie der Heilige noch unschlüssig war, was er thun solle, erschien ein Abgesandter des Papstes mit Aufträgen an ihn, welche ihn nach Frankreich führten, er somit die Pferde brauchte. Die für Almosen ausgegebenen Summen beweisen aber auch, wie sehr er trotz seiner Freigebigkeit zu haushalten verstand und wie sehr Gott diese ihm lohnte.

Eine schlimme Zeit für die Bevölkerung seiner Diözese war immer jene unmittelbar vor der Ernte. In der Regel trat da Mangel an Getreide ein, und die Noth wurde gross, wenn es kein Brod mehr gab. Den Erzbischof aber erbarmte des armen hungernden Volkes und er liess Brod und Suppe unter dasselbe austheilen. Was man in den Städten heutzutage mit so viel Lärm ins Werk setzt und als humanitäre Unternehmen preist, das that unser Heiliger schon vor mehr als siebenhundert Jahren im abgelegenen Gebirgslande, er errichtete eigentliche Suppenanstalten. Er that aber auch hierin nichts Neues, denn von jeher waren die Küchen der Klöster auch die Küchen der Armen. Aber je mehr man die Zahl dieser Stätten der Wohlthätigkeit vermindert oder ihnen die Mittel entzogen oder deren Wirksamkeit beschränkt hat, desto grösser ist die Zahl der Hungrigen und damit auch der Unzufriedenen geworden. Denn der Humanitätsdusel, wenn er auch über noch so reichliche Mittel verfügt, besitzt doch nicht das Geheimnis der christlichen Liebe, die erfinderisch und hingebend ist. — Die Wohlthätigkeit der Einrichtung, welche Petrus zur Linderung der Noth getroffen, erkannten auch seine Nachfolger im bischöflichen Amte, nahmen dieselbe als heiliges Vermächtnis an, und setzten die schöne Uebung fort. Da genannte Lebensmittel-Austheilungen seit des hl. Petrus Zeiten besonders im Monat Mai stattfanden, so wurden sie unter dem Namen Maibrod allgemein bekannt. Mit der Zeit bekam dieser wohlthätige Brauch wegen seines Ursprungs und Alters auch eine gewisse Weihe und Verehrung. Es fand sich deshalb später bei dieser Brodaustheilung das Kind des Reichen neben dem des Armen ein. Jener erstattete natürlich sofort reichlich, was sein Kind empfing, war es ihm ja doch nur darum zu thun, in den Besitz eines geweihten Brodes, von dem er Glück und Segen für seine Familie erwartete, zu gelangen. Als daher einer der spätern Erzbischöfe* die Austheilung dieser Brode auf die wirklich Dürftigen beschränkt wissen wollte, indem er es als einen Missbrauch betrachtete, wenn auch die Reichen und Wohlhabenden daran theilnehmen, da fand er heftigen Widerstand. Die Behörden

* Anastasius Germon 1607—1627. Ein Jahrhundert früher schon hatte der Erzbischof Claudius de Castelvechio (1497—1516) den nämlichen Versuch, aber ebenfalls ohne Erfolg gemacht.

von Moutiers brachten die Angelegenheit bis vor den obersten Gerichtshof Savoyens, und dieser fällt im Jahre 1612 folgenden Spruch: „Der Brauch, um den es sich handelt, besteht ohne Unterbrechung seit 500 Jahren. Der Senat beschliesst deshalb, es solle daran keine Aenderung vorgenommen werden, und zwar in Anbetracht, dass die Wohlhabenden bei diesem Anlass Almosen den Armen spenden, welche von Aussen kommen und sich in der Stadt aufhalten und so deren Wohlthätigkeit in Anspruch nehmen. Er erklärt aber auch, dass er damit jenen Vermöglichen, die den Armen nichts verabreichen, auch nicht das Recht einräumen will, an bewusster Brodspende sich zu betheilen.“ Damit tadelt der Senat mit dem Erzbischof den Missbrauch, welcher sich allmählig eingeschlichen hatte, trägt aber der Empfindlichkeit der besseren Familien Rechnung und hält das bisherige Vorgehen bei der Brodaustheilung nach Wunsch und Willen der Bürger und Behörden der Stadt aufrecht. Der alte Brauch wurde beibehalten und dauerte bis in die neuere Zeit hinein. Der Revolution blieb es vorbehalten, ihn aufzuheben und eine wohlthätige Einrichtung, welche bis in die Zeit Petrus II. hinaufreicht, zu zerstören. Jetzt ist wohl selbst die Erinnerung daran bei der gegenwärtigen Generation völlig verschwunden. Ein Altargemälde in der Kathedrale erinnert indessen in neuester Zeit wieder an die ehemalige Sitte.

Die Wanderer über den Kleinen St. Bernhard mussten auf ihrem Wege Moutiers passieren. Es ist begreiflich, dass es nie an Solchen fehlte, welche durch die Strapazen der langen und beschwerlichen Reise erkrankten, oder von allen Mitteln entblösst in der bischöflichen Stadt ankamen und so in dieser oder jener Weise die christliche Wohlthätigkeit in Anspruch nahmen. So wurde durch die Fremden die Zahl der Kränken und Bedürftigen in der Stadt fortwährend auf ansehnlicher Höhe erhalten. Hatte Petrus schon in Tamié reichlich Gelegenheiten gehabt, das Elend und die Bedürfnisse solcher Reisenden kennen zu lernen, so jetzt nicht weniger. Es ist deshalb auch seine angelegentlichste Sorge, in seiner bischöflichen Residenzstadt ein Spital zu gründen. Das gelingt ihm auch. Um aber seiner Schöpfung dauernden Bestand zu geben, überlässt er dem neuen Spital einen Theil der Zehnten und Abgaben, welche er von der Stadt und einigen Pfarreien bezieht. Die Zuwendung dieses Einkommens geschieht natürlich mit Genehmigung des Papstes, damals Alexanders III. Indessen blüht diese Stiftung, wahrscheinlich in Folge von Vergabungen, welche ihr aus Verehrung gegen den Heiligen im Laufe der Zeit gemacht wurden, bald so empor, dass schon hundert Jahre nach der Gründung der Erzbischof Herluin* die Schenkungen, welche sein hl. Vorgänger aus dem bischöflichen Einkommen gemacht hatte, wieder zurückziehen konnte, ohne den Bestand der Anstalt im Geringsten zu gefährden. Durch alle Stürme der Zeiten hat sich diese Stiftung Petrus II. erhalten, und trotz der grossen Verluste, welche ihm die Revolution gebracht, ist dieses Spital heute noch genügend dotirt. Es ist etwas Eigenthümliches, Ehrfurchtgebietendes, die Spuren der Wohlthätigkeit eines Mannes dann noch zu finden, nachdem bereits Jahrhunderte, da er gelebt und gewirkt, vorübergegangen sind. Die Werke, zu deren Entstehung die Religion die Idee einflösst, an deren Ausführung sie theilhaftig ist und deren Schutz sie übernommen hat, überdauern ihre Urheber und geben deren Nächstenliebe noch in den fernsten Zeiten beredtes Zeugnis, während die Schöpfungen, welche nur der menschlichen Eitelkeit und Ruhmsucht Ursprung und Dasein verdanken, gar oft von ihren Urhebern überlebt werden.

Der Kleine St. Bernhard selbst bedurfte dringend der Hilfe des Erzbischofs. Der Unterhalt der Gebäulichkeiten, des Personals und die Verpflegung der Reisenden in diesen wilden Alpenregionen ist eben mit ausser-

* Herluin de Chignin 1224—c.1248.

ordentlichen Kosten verbunden. Schon zur Zeit unseres Heiligen hatte deshalb diese Schöpfung des hl. Bernhard von Menthon hier an der Ostgrenze der Diözese Tarentaise, weil von Anfang an weniger gut ausgestattet, mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche ihre Fortexistenz bedrohten. Sobald unser Heiliger von der Sachlage Kunde erhalten, so war er darauf bedacht, sie zu verbessern, da er von der grossen Wichtigkeit dieses Schutzhauses durchdrungen war. Er liess deshalb die Gebäulichkeiten ausbessern und zum Theil vergrössern, stattete sie mit allem für die Aufnahme und Beherbergung der Reisenden Nöthigen aus und sicherte dem Hospiz vor allem ein für dessen Fortbestand ausreichendes Einkommen. Wenn wir deshalb den Namen des Kl. St. Bernhard nennen hören, sollten wir damit auch den des hl. Petrus II. von Tarentaise in Verbindung bringen.

Das Hospiz auf genanntem Alpenpass war aber nicht das einzige, welches sich der Unterstützung des Erzbischofs von Tarentaise erfreute; in dieser Richtung gieng dessen Thätigkeit über die Grenzen seiner Diözese hinaus. Gottfried von Hautecombe nennt noch zwei solcher Berghospize, deren Oertlichkeit und Lage jetzt aber nicht mehr ermittelt werden kann. Das eine soll Petrus auf dem „Wundberg“ (in monte laesionis), das andere im Juragebirge errichtet haben. Die Erbauung und Einrichtung des ersteren soll namentlich mit vielen Schwierigkeiten verbunden gewesen sein, da mit grossen Kosten und harter Arbeit ein Weg durch und in die Felsen gehauen werden musste. Wir werden vielleicht in der Annahme nicht fehlgehen, wenn wir sagen, dass diese beiden Hospize ihre Entstehung den Reisen unseres Heiligen verdankten, der von deren Nothwendigkeit sich aus eigener Erfahrung überzeugt hatte.

So sehen wir den hl. Petrus unermüdlich in den Werken der Nächstenliebe thätig; diese wird sich uns im folgenden Kapitel noch in anderer Weise glänzend wirksam zeigen.



V.

Gott ist wunderbar in seinen Heiligen.

Wir haben im vorhergehenden Kapitel des hl. Petrus unermüdlige Thätigkeit auf dem grossen Felde christlichen Wohlthuns geschildert. Wenn wir hier von den Wundern reden, welche er in zahlloser Menge gewirkt hat, so setzen wir eigentlich nur die Besprechung des vorhergehenden Themas fort, denn die Wunder geschehen allemal zum Wohle der Bedrängten, Betrübten und Kranken; aber die Linderung des menschlichen Elendes ist nicht ihr einziger noch letzter Zweck. Es sind dieselben von jeher die Zeichen und Beweise höherer Sendung für Jene gewesen, welche sie vollbrachten und ein wirksames Mittel zur Stärkung des Glaubens und zur Förderung des Wachsthumes aller christlichen Tugenden in denen, die Zeugen davon waren. Die Gabe der Wunder wurde auch nicht allen Heiligen verliehen und die, welche Gott damit auszeichnete, besaßen sie nicht alle in gleichem Grade.

Zu den Bevorzugten gehört unstreitig der hl. Petrus von Tarentaise. Schon als Abt von Tamié trat an ihm diese Gottesgabe zum Vorschein. Er wirkte dort schon Krankenheilungen und es fanden vielfach die, welche seinen Gebeten sich und ihre Anliegen empfahlen, glückliche Erhörung. In dem Masse als seine Gottesliebe sich steigerte, seine Abtödtung und Bussstrenge zunahm, ward auch die wunderbare Macht, welche sich an sein Gebet knüpfte, grösser und offenkundiger. Im Laufe von drei Jahrzehnten wirkte er nicht weniger Wunder als der hl. Bernhard; er wird auch wegen der Menge derselben von der Mit- und Nachwelt geradezu der Thaumaturge genannt. Nicht blos seine Diözese und Savoyen, sondern auch Italien, Burgund, Frankreich u. s. w. werden abwechselnd der Schauplatz seiner Wunderthätigkeit. Sein Ordensbruder, Begleiter und Biograph Gottfried verzichtet darauf, sie alle aufzuzählen, indem er die Bemerkung macht, man könne von ihm wiederholen, was der Heiland auf seine Werke deutend von sich sagte: Die Blinden sehen, die Tauben hören, die Stummen reden, die Lahmen gehen, die Besessenen sind frei und den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Der Friede der Kirche, das Interesse der Fürsten, das Wohl der Völker führten Petrus mehr als einmal aus den engen Grenzen seiner abgelegenen Diözese hinaus auf den Schauplatz politischer Ereignisse, in das Getriebe menschlicher Leidenschaften, aber überall ist sein Weg mit Wundern bezeichnet. Den Aufzeichnungen dieser verdanken wir es vielfach allein, dass uns von der übrigen grossartigen Wirksamkeit des Heiligen überhaupt Kunde erhalten geblieben ist. Denn überall gefiel es Gott, dessen Auftreten durch Wunder zu bekräftigen und zu segnen.

So sehen wir den Mann Gottes eines Tages in der ehrwürdigen Abtei

St. Claude* im Jura, an welcher ihn sein Weg vorüberführte, ankommen und dann daselbst einige Zeit sich aufhalten. Bei welcher Gelegenheit er die Gastfreundschaft dieses Klosters in Anspruch nahm, kann nicht angegeben werden; wir können uns darüber nur in Vermuthungen ergehen. Anlass zu Reisen fand Petrus, namentlich in der zweiten Periode seines Episcopates, häufig. Immer aber gieng ihm der Ruf als Wunderthäter voraus und lockte eine Menge Volkes an die Strasse, die er zog. So wurde auch in St. Claude der Zulauf der Hilfesuchenden bald so gross, dass die guten Mönche eigene Vorsichtsmassregeln treffen mussten, um den verehrten Gast vor dem Andrang der Menge zu schützen, weil sie fürchteten, er könnte von derselben erdrückt werden. Zu diesem Ende wiesen sie ihm ein Gemach an, welches zwei Thüren hatte. Durch die eine erhielten die Hilfesuchenden Zutritt, während durch die andere die Geheilten oder Getrösteten den Raum verliessen. So gieng dann Alles ohne Störung und in bester Ordnung vor sich. Die Dankesbezeugungen dafür weist er zurück, denn er schreibt in seiner Demut alle Gnadenerweisungen dem hl. Claudius zu und fordert deshalb die Gläubigen auf, diesem hl. Abte die Ehre zu geben und ihm zu danken.

Unter den Besuchern der Abtei fanden sich eines Tages auch drei Männer von Lausanne ein, die nicht erschienen waren, um den Heiligen um seinen Beistand anzuflehen, sondern um ihm für bereits erhaltenen zu danken. Die Sache verhielt sich nämlich so. Die drei waren wegen Vergehen zusammen in den Kerker geworfen worden. Darin schmachteten sie bereits lange Zeit, als sie eines Tages auch von den grossen Wunderthaten des Erzbischofs von Tarentaise hörten. Sie fassten sogleich ein grosses Vertrauen zu ihm, giengen in sich und gelobten Besserung ihres Lebens. Während sie nun seinen Namen anriefen, stand plötzlich eine ehrwürdige Gestalt vor ihnen, löste ihre Fesseln, führte sie sicher durch die Wachen und verschwand erst, nachdem sie in Sicherheit sich befanden. Aus Dankbarkeit für diese wunderbare Befreiung hatten sie das Gelübde gemacht, nicht eher Speise und Trank zu sich zu nehmen, bis sie ihren Wohlthäter gesehen und ihm gedankt. Deshalb waren sie nach S. Claude gekommen. — Dass die Namensanrufung des Heiligen schon zu dessen Lebzeiten Hilfe gewährte, dafür bringt sein alter Lebensbeschreiber noch andere Beispiele. Eine Frau aus der Umgegend genannten Klosters machte sich eines Tages auf den Weg dorthin. Nach einiger Zeit scheute aber das Pferd, auf welchem sie sass, und sie wurde von demselben herabgeschleudert. Wer Zeuge des Vorfalles war, glaubte sie tödtlich oder wenigstens schwer verletzt, allein weder sie noch das Kind, welches sie trug, hatte durch den Sturz den geringsten Schaden genommen, obschon ihre Kleider in Fetzen zerrissen waren. Die wunderbar Gerettete hatte sogleich, als sie die Gefahr sah, dem hl. Petrus sich empfohlen und so seinen augenscheinlichen Schutz erfahren.

Einen ebenso merkwürdigen Fall von der Wirksamkeit der blossen Anrufung des Namens des hl. Mannes haben wir in einer andern Begebenheit, welche sich während dessen Aufenthaltes in Besançon zutrug. Ein Bürger genannter Stadt wurde von der Eifersucht heftig gequält; er zweifelte an der Treue seiner Gattin. Die Leidenschaft trieb ihn schliesslich so weit, dass er sie zu tödten drohte, wenn sie ihr Vergehen nicht eingestehe und den Namen ihres Mitschuldigen nenne. Die bedrängte Frau betheuerte ihre Unschuld und rief den

* Gegr. im 5. Jahrh. vom hl. Roman; wurde zuerst S. Oyen (S. Eugendus), nach ihrem 4. Abte genannt. Später erhielt sie ihren Namen S. Claude vom ehemaligen Bischof Claudius von Besançon, der später hier Abt wurde und 93 Jahre alt 696 starb. Dessen Grab wurde durch Wunder verherlichtet. Im Jahre 1742 wurde S. Claude, um welches sich mit der Zeit eine Stadt gebildet hatte, Bisthum und existirt heute noch als solches. (Migne, Dictionnaire des Abbayes col. 201.)

Himmel als Zeugen dafür an. „Nun gut“, entgegnete der Mann, „Du hast den Himmel angerufen, er soll Dir helfen, wenn Du wirklich unschuldig bist. Nimm deshalb diesen glühenden Dreifuss, welcher über dem Feuer steht, in die Hand und mache damit einen Gang durch das Zimmer; wenn hierauf Deine Hände keine Brandspuren zeigen, so wirst Du rein und unschuldig in meinen Augen sein!“ Was wollte die Unglückliche thun? Die Thüren waren geschlossen, vor ihr stand mit gezücktem Dolch der rasende Ehemann. Da erinnerte sie sich des Erzbischofs von Tarentaise, dessen Predigt sie am Vorabend beige-wohnt und aus welcher sie so viel Trost geschöpft hatte. Sie empfahl sich ihm voll Vertrauen und unterzog sich dann zuversichtlich der grausamen Feuerprobe. Ihr Vertrauen wurde belohnt; sie trug das glühende Eisen in den Händen, ohne den geringsten Schmerz zu verspüren. „Genug, genug!“ rief der schuldige Gatte, indem er sich vor ihr auf die Kniee warf und sie um Verzeihung bat. Sie aber theilte ihm mit, dass sie in ihrer Noth die Zuflucht zu dem in der Stadt weilenden fremden Bischof genommen hatte. Beide gelobten hierauf, nicht eher Nahrung zu sich zu nehmen, als bis sie ihrem Retter persönlich den Dank abgestattet hätten. Dieser war aber bereits abgereist. Sie machten sich deshalb sofort auf den Weg nach Cusance, einem Dorfe, wohin er sich begeben hatte. Der hl. Petrus kannte aber in Folge himmlischer Erleuchtung den Zweck der Reise des Ehepaars, und bevor es zu Worte kommen konnte, ermahnte er beide Gott zu danken. Dem Gatten aber hielt er seine schwere Sünde vor und forderte ihn auf, dafür Busse zu thun. Hierauf entliess er Beide mit seinem Segen. Von nun an brachten diese Eheleute ihr Leben in glücklicher Eintracht und inniger Liebe zu, und sie dankten oft im Herzen dem heiligen Manne als ihrem grössten Wohlthäter.

Das Zusammenströmen so viel Volkes an dem jeweiligen Aufenthaltsorte des Gottesmannes wurde zuweilen Ursache, dass die Lebensmittel knapp wurden oder ausgiengen. Dieser Fall ereignete sich auch in dem oben genannten Kloster S. Claude. Die einsame, schwer zugängliche Lage desselben erschwerte das Herbeischaffen derselben ungemein und jetzt blieben eines Samstag Abends wegen des abscheulichen Wetters die Träger aus, welche sonst regelmässig den Klosterbewohnern das zum Leben Nöthige brachten. Der Oekonom des Hauses theilte das Ausbleiben der Zufuhr dem Heiligen mit dem Bemerkung, dass aus diesem Grunde am folgenden Tag die gewohnten Brodaustheilungen nicht stattfinden könnten, um so weniger, da der Sonntag noch grössere Schaaren Volkes herbeiführen werde. Alles, was noch vorhanden sei, ein Schinken und etwas Hülsenfrüchte, könne man leicht in einen Topf bringen. Was sei das aber für Tausende, welche gegessen haben wollen? Allein in der Frühe des Sonntags gab Petrus den Auftrag, Alles herbeizuschaffen, was man an Nahrungsmitteln noch besitze. Er segnete sie und befahl dann, die Armen herbeizurufen und ihnen auszuthemen. Diese wurden satt und es blieb noch ein Vorrath übrig. — Eine ganz ähnliche Begebenheit trug sich später in der Abtei Prully zu, wohin der Ruf des heiligen Wunderthäters ebenfalls von allen Seiten viel Volk herbeigezogen hatte. Es war auch da der Oekonom, der mit besorgtem Blick die Zahl der fremden Ankömmlinge von Tag zu Tag wachsen sah, die alle mehr oder weniger die Wohlthätigkeit des Klosters in Anspruch nahmen. Er konnte es deshalb nicht unterlassen, seine Bedenken dem freigebigen Gaste gegenüber zu äussern und durchblicken zu lassen, dass so die Abtei zu Schaden kommen werde. „Sei unbesorgt, mein lieber Mitbruder“, erwiderte ihm dieser, „Gott wird seinen Segen euren Kornspeichern geben, damit ihr seine Macht erkennet, welche das reichlich vermehrt, was zu Ehren seines Namens gegeben wird.“ So geschah es auch. Die, welche die Austheilung des Brodes vornahmen, bezeugten nachher, dass sich dasselbe unter ihren Händen wunderbar vermehrt habe, und sie dadurch unwillkürlich an jene Wunder erinnert worden seien, welche der Heiland in der Wüste wirkte.

Der weitaus grösste Theil der bei Petrus Hilfesuchenden bestand fortwährend aus solchen, die mit Krankheiten und sonstigen leiblichen Gebrechen behaftet waren. Die meisten Heilungen geschahen durch Handauflegung und Gebet, manchmal aber genügte schon die blosser Berührung von Gegenständen, welche dem Heiligen gehörten oder von ihm kamen, um die gewünschten Wirkungen hervorzubringen. Erstaunliches wird berichtet. Manche Fälle erinnern in ihren Einzelheiten lebhaft an die vom hl. Bernhard auf seiner Reise nach Deutschland gewirkten Wunder. Wir erwähnen aus der grossen Menge solcher vom demütigen Erzbischof von Tarentaise vollbrachten Gottesthaten nur einige der bemerkenswertheren.

In Ruffheim bei Mühlhausen im Elsass wurde, während der Bischof die hl. Messe las, eine Frau herbeigebracht, die seit neun Jahren in Folge eines unglücklichen Sturzes den Gebrauch ihrer Füsse verloren hatte und nur mit Hilfe zweier Krücken kaum sich fortbewegen konnte. Nach der Handauflegung und Verrichtung eines Gebetes über die Bedauernswerthe von Seite des Mannes Gottes, blieb diese noch einige Zeit in ihrer bisherigen Stellung, dann fühlte sie plötzlich Kraft in ihre Glieder wiederkehren, sprang freudig auf und verkündete jubelnd der staunenden Menge ihre Heilung. Zum Beweise dafür hob sie die beiden Krücken in die Höhe und schritt sicheren Schrittes durch die Kirche. Das Volk aber sang Kyrie eleison und verlangte, dass die Krücken zur Erinnerung an das Ereignis in der Kirche aufgehoben werden.

Besonders gross ist die Zahl der geheilten Blinden. Als Petrus sich im Kloster Prully* aufhielt, hörte ein ferne wohnender Edelmann von ihm. Er fasste sogleich ein grosses Vertrauen auf seine mächtige Fürbitte bei Gott und hoffte zuversichtlich Heilung seines Söhnleins, das zu seinem und seiner Gemalin grossem Leidwesen von Geburt an blind war. Deshalb machte er sich mit demselben auf den Weg zur Abtei. Unterwegs traf er Solche, die von dort zurückkehrten und ihn durch ihre Erzählungen nur noch mehr in seinem Glauben bestärkten. Einige trugen Brod bei sich, welches der Heilige gesegnet hatte. Da kam dem betrübten und doch wieder so zuversichtlichen Vater plötzlich ein Gedanke; er bat einen der Landleute, der ein solches Brod trug, um ein Stücklein. Seiner Bitte wurde willfahrt. Nun nahm er sofort von der Krume, knetete sie und legte dann das weiche Brod unter Anrufung des Namens des Dieners Gottes auf die Augen seines Kindes, welche sich sogleich öffneten. Voll Freude, das Wunder überall verkündend, zogen dann beide zum Kloster, um dem Wohlthäter ihren innigen Dank abzustatten. — Eine andere auffallende Blindenheilung fand in Gegenwart der Könige von England und Frankreich statt. Eine Frau mit ihrem zwölfjährigen seit fünf Jahren blinden Sohne fand sich unter der Menge des Volkes, suchte sich dem Erzbischof bemerklich zu machen und zu ihm zu gelangen. Mit vieler Mühe arbeitete sie sich endlich zu ihm durch. Dieser legte nun in die Hand des Knaben ein Geldstück, rieb hierauf dessen Augen mit seinen Fingern, nachdem er sie zuvor mit Speichel befeuchtet hatte, machte das Kreuzzeichen über ihn und fieng zu beten an. Fürsten und Volk sahen schweigend und erwartungsvoll dem Thun des Heiligen zu. Plötzlich rief der Knabe, als er erkannt, was er in der Hand hielt, freudig aus: „Ich sehe meine Mutter, die Menschen, Bäume und Alles was da ist.“ Die glückliche Mutter vergoss Freudenthränen und warf vor dem Heiligen sich auf die Kniee, aber ohne vor Freude ein Wort des Dankes zu finden. Alle Anwesenden waren von der Scene tief ergriffen. König Ludwig VII. ergriff zuerst das Wort und bezeugte feierlich das Wunder, welches in seiner Gegenwart geschehen war; dann liess er sich vor dem geheilten Knaben nieder, an dem die Macht Gottes sich so herrlich erwiesen, umarmte ihn und beschenkte

* Prulliacum im Departement Seine-et-Marne unweit der Stadt Provins.

ihn königlich. — Im Kloster Bussière*, woselbst Petrus die Kirchweihe** vornahm, befand sich ein Mönch, der seit sieben Jahren blind war. Der Erzbischof tröstete den geprüften Mitbruder mit den Worten: „Fürchte nichts, mein Sohn, bald wirst Du von Gott geheilt werden.“ So geschah es auch, denn nach zwanzig Tagen erschien ein Kleriker in der Abtei, der den Leidenden vom Staar befreite. — Ein andermal ist das Kloster Mortemer*** der Schauplatz einer Augenheilung. Hier stellte sich dem Heiligen ein Ritter vor, welcher durch ein Wurfgeschoss den Gebrauch des einen Auges verloren hatte, der ihn nun inständig bat, ihm die Sehkraft an demselben wieder zu verschaffen. Der Diener Gottes entschuldigte sich mit dem Bemerkten, der Bittende verlange da Etwas, das über seine Macht gehe. Allein dieser liess sich dadurch nicht entmuthigen, sondern bat nur um so inständiger. Da berührte und segnete ihn Petrus und hiess ihn hinaus in die Kirche gehen und dort die Barmherzigkeit Gottes anrufen. Der Ritter entfernte sich, that wie ihm geheissen und erhielt die Sehkraft am verletzten Auge wieder. — Noch einer wunderbaren Blindenheilung wollen wir Erwähnung thun, welche Bischof Walpert von Aosta als Begleiter des Heiligen auf dessen Romreise berichtet. Es war zu Bologna, wo demselben in der Kirche des hl. Felix ein blinder Mönch vorgeführt wurde. Er begann über ihn zu beten, machte dann mit dem speichelbefeuchteten Daumen das Kreuzzeichen über die kranken Augen. Und siehe, der Religiöse erhielt das Augenlicht so vollkommen wieder, dass er sofort die kleinste Schrift zu lesen im Stande war. Am andern Morgen begleiteten Klerus und Volk den Geheilten in den Dom, wo Petrus gerade die hl. Messe feierte, um ihm den Dank abzustatten. Dieser aber ward darüber betrübt, dass er solcher Kundgebung nicht entgehen konnte und vergoss deshalb bittere Thränen.

Zu den bemitleidenswerthen Menschen gehören auch jene, die des Gehöres oder der Sprache beraubt sind. Vielen Solcher wurde Petrus ein Wohlthäter. So erhielt im obgenannten Kloster Bussière ein neunjähriger Knabe, der taubstumm war, auf sein Gebet Sprache und Gehör. Ebendasselbst heilte er zwei Brüder, von denen der eine stumm, der andere taub war. Gleiche Heilungen geschahen überall, wohin der Mann Gottes kam, denn überall suchten ihn die Unglücklichen auf und je grösser ihr Elend war, desto stärker war auch das Mitleiden, welches er mit ihnen hatte. Die Unglücklichsten und Bedauernswerthesten sind aber gewiss die, welche mit der fallenden Sucht behaftet oder vom bösen Feinde besessen sind. Die Erscheinungen, welche an solchen Unglücklichen zu Tage treten, sind immer mehr oder weniger schrecklich und für die Zeugen derselben aufregend. So war der Zustand einer Frau zu St. Symphorien sur Coise bei Lyon, aus deren Körper Nadeln und Holzsplitter hervorgiengen, besonders bedauernswerth. Nachdem sie aber bei dem Erzbischof von Tarentaise gebeichtet und aus seiner Hand die hl. Communion empfangen hatte, fühlte sie sich befreit von ihren furchtbaren Qualen und hatte von da an nicht das Geringste mehr zu leiden. — Als dieser im Kloster Longuay† zu Ehren des hl. Bernhard einen neuen Altar consecrirte, da brachte man einen jungen Menschen, der schrecklich unter der Gewalt des bösen Feindes litt, zu ihm in die Kirche, und er befreite den Unglücklichen für immer von seinem Peiniger. — Im Elsass wurden einst drei epileptische Frauen auf einmal ihm vorgeführt und erhielten die Genesung. In dem Orte,

* La Bussière liegt im Depart. Côte-d'Or am Flüsschen Ouche. Es existirt davon nur noch die Kirche, welche jetzt Pfarrkirche des gleichnamigen Dorfes ist. (Migne, Dict. col. 138.)

** Unser Martyrologium enthält unterm 9. Sept. Folgendes: „Anniversarium Ecclesiae de Buxeria Aeduensi, quae a s. Petro Tarentasiensi Episcopo consecrata est.“

*** Mortemer, Mortuum mare, liegt in der Normandie, im heutigen Depart. Seine-Inférieure, in der Nähe von Rouen.

† Longuay, Longum vadum, Depart. Haute-Marne.

welchen Gottfried Agneville nennt, wurde eine besessene Frau herbeigebracht. Er heilte sie, indem er ihr leise ins Ohr die Worte sprach: „Du musst aus ihr herausgehen!“ Ein andermal trug er die Heilung eines Besessenen seinem Kaplan auf, der sie auch vollzog.

Erzbischof Petrus war aber auch Herzensersforscher. Niemand durfte in seiner Nähe ungestraft etwas Unrechtes wünschen oder thun. Das beweisen folgende Vorfälle. Wie gewohnt, theilte er eines Tages, es war im Kloster Auberive* oder in Bar-sur-Aube, die ihm dargebrachten Gaben unter die Armen aus. Unter ihnen befand sich ein Mann, der ebenfalls seinen Antheil verlangte. Gegen seine Gewohnheit verweigerte ihm Petrus einen solchen. Der Bittende liess sich aber so leicht nicht abschrecken, sondern wurde nur um so zudringlicher. Da schlug jener ihm den Mantel auseinander und zog einen unter demselben verborgenen Brodlaib mit den Worten hervor: „Da iss, Du wirst doch nicht glauben, dass ich das Brod, welches den Armen gehört, ihnen entziehen und Dir geben werde. Gehe und bessere Dein Leben, das bisher so schlecht gewesen ist.“ Alle Umstehenden waren über diesen Vorfall sehr erstaunt und ihre Verehrung für den Heiligen steigerte sich noch mehr. — Als ein andermal ein Blinder ihn inständig um das Augenlicht bat, erwiderte er ihm ernst: „Verlange nicht darnach, denn wenn Du sähest, dann würdest Du dem Räuberhandwerk noch mehr obliegen.“ Diesen Ausspruch that er über einen ihm gänzlich unbekanntem Menschen, über den ihm auch Niemand die geringste Mittheilung gemacht hatte. Es war derselbe wirklich auch, so weit sein elender Zustand es gestattete, ein Räuber. —

Die Wunderkraft des Dieners Gottes erfuhren zuweilen auch Personen gegen ihren Willen. Das Zusammenströmen vieler Menschen an einem Orte und das daraus entstehende Gedränge gab von jeher den Dieben willkommene Gelegenheit, ihre Kunstfertigkeit auszuüben. So hatte bei einem solchen Anlass ein Mann in der Abtei Longuay ein silbernes Kreuz gestohlen, welches an und für sich nicht kostbar war, das aber eine Partikel von dem Kreuze unseres Herrn enthielt und deshalb einen grossen Werth hatte. Nach der Entdeckung des Raubes machten die Mönche sofort ihrem Gaste Anzeige von dem Geschehenen. Dieser sprach über den unbekanntem Räuber den Bann aus, dass es ihm unmöglich sein sollte, mit seiner Beute die Grenzen der Abtei zu verlassen. Dessen Versuche zu entweichen misslangen, auch dann, als der Heilige abgereist war. Eine unsichtbare Macht hielt den Dieb zurück. Da hatte der Uebelthäter keine andere Wahl als das Kreuz wieder auf den Altar zu stellen, von welchem er es genommen hatte, und jetzt konnte er ungehindert seines Weges ziehen. — In der nämlichen Abtei erschien eines Tages an der Pforte ein Mann mit einer Cuculle, welche er daselbst entwendet hatte und warf sie mit den Worten dem Portner vor die Füsse hin: „Nimm diese Kutte, welche fortzuschaffen ich mich vergebens abmühte, woran mich, ich weiss nicht welche Macht hinderte.“ — Eine härtere Strafe traf ein Weib, das mit einem dort gestohlenen hölzernen Becher sich davon machen wollte. Es begann ihr die Sehkraft zu schwinden, je weiter sie gieng. Da erkannte sie darin die Strafe für ihren Frevel, kehrte um, brachte eilig das gestohlene Gut zurück, worauf sie auch das Augenlicht vollständig wieder erlangte. — Nicht besser ergieng es einer Taschendiebin in Pavia. Diese hatte das Gedränge benützt, um eine Börse zu stehlen, erblindete aber sofort und erhielt das Augenlicht erst wieder, nachdem sie den Diebstahl öffentlich eingestanden und ihre Erblindung als Strafe dafür bekannt hatte, welche sie der übernatürlichen Macht zuschrieb, die von dem heiligen Erzbischof ausgieng.

Wir schliessen die Aufzählung der Wunderthaten unseres Heiligen, welche keineswegs vollständig ist, mit der Erwähnung einer Thatsache, welche zeigt,

* Auberive, Alba Ripa, lag im Depart. Haute-Marne nahe der Quelle der Aube.

wie seine Wundergabe zuweilen auch seiner Begleitung zu statten kam. Der ihn begleitende Conversbruder Namens Froncherius litt einst durch heftiges Fieber, aber erst am dritten Tag, als sie am Wege rasteten und er es fast nicht mehr aushalten konnte, offenbarte er seinen Zustand seinem Herrn. Dieser tadelte ihn, dass er nicht früher sich darüber geäußert habe, heilte ihn aber sofort durch Handauflegung und Gebet. Der nämliche Bruder trat dann eines Tages vor den Heiligen und machte ihm die Mittheilung, dass sein Rösslein krank geworden, und dass es zu Grunde gehen werde. Er meinte aber, es wäre doch billig, dass der Bischof es ihm wieder gesund mache, denn er habe es ja nur in seinem Dienste gebraucht. Der Wunsch des Bruders erfüllte sich, und das Thier wurde wieder dienstfähig und munter.

Den Zweck so zahlreicher Wunder haben wir im Eingang dieses Kapitels angedeutet; er wird uns noch deutlicher, wenn wir Petrus in seinem Auftreten gegen die Feinde der Kirche sehen. Indessen gibt der Heilige selbst, nachdem er dazu veranlasst worden war, in bestimmter Form deren Zweck an. Als nämlich einmal ein Begleiter, es soll der Abt von Tamié gewesen sein, erzählte, wie gewisse Leute sich darüber aufhielten, dass er mit solcher Bereitwilligkeit unbedenklich den Kranken die Hände auflege und von Gott Wunder verlange, und es ihm selbst scheine, das heisse Gott versuchen, da erwiderte ihm der Diener Gottes: „Siehst Du nicht, dass die Liebe in der Mehrzahl der Menschen erkaltet und der Glaube schwach geworden ist? Deshalb will Gott in seiner Barmherzigkeit dem absterbenden Glauben neues Leben durch die Gnadenerweisungen und Wunder geben, welche er den Gläubigen durch unsere Hände zu Theil werden lässt.“ Aus diesen Worten geht deutlich hervor, was der Heilige von diesen Wundern hielt, welchen Werth er ihnen beilegte und wie er sich selbst als Werkzeug zu deren Vollbringung ansah. Als Wunder betrachteten diese Begebenheiten und Heilungen seine Freunde und ständigen Begleiter, Geistliche und Laien, Fürsten und Volk, Gebildete und Ungebildete. Gewiss hat es aber auch nicht an Solchen gefehlt, die an deren Echtheit zweifelten, aber das beweist nichts gegen deren Wirklichkeit. Wir in unseren Tagen können dieselben freilich nicht mehr auf ihre Wahrheit untersuchen, aber wir haben auch keinen Grund, dieselbe in Zweifel zu ziehen. Vergessen wir nicht, dass die Aufzeichnungen Gottfrieds nicht dazu bestimmt waren, im engeren Kreise der Brüder gelesen oder in irgend einer Bibliothek vergraben zu werden, sondern dass die Schrift mit all den Erzählungen der wunderbaren Thatsachen dem hl. Stuhle vorgelegt und deren Inhalt genau geprüft wurde, dass sie kurz nach dem Tode des Heiligen erschienen ist, also zu einer Zeit, da noch eine Menge Zeugen lebten, welche den Erzbischof gekannt und Augenzeugen seiner Wunderthaten gewesen waren.

Der Biograph des hl. Petrus spricht sich darüber also aus: „Was wir theils selbst gesehen, theils von verlässlichen Männern vernommen haben, das lassen wir zu Ehren des heiligmässigen Bischofs und zum Beweise seiner Heiligkeit in schlichter Darstellung folgen Es gibt noch Vieles zu berichten, was wir noch nicht wissen können; Manches haben wir auch ausgelassen, weil Hörern und Lesern es genügen wird, aus dem Gebotenen zu erkennen — es müsste denn nur allzugrosse Ungläubigkeit ihre Ohren und Augen geschlossen halten — wie gross an Verdiensten der Mann ist, und welchen Ruhm er bei Gott und den Menschen genießt. Einen weitaus grösseren und stärkeren Beweis für seine Heiligkeit, als diese Wunder sind, haben wir aber in seinem preiswürdigen Wandel in wahrer Demut und vieler Liebe, in welcher festgewurzelt er wunderbar erglänzte. Wir halten daran fest und zweifeln nicht im Geringsten, dass, wenn er auch keine Wunder gewirkt hätte, er doch den Schaaren der Seligen beigesellt und von Gott mit Ruhm und Ehrē gekrönt worden wäre . . .“ *

* Gaufridus, Hist. Miracul. c. II. n. 29.

VI.

Sehnsucht nach dem Kloster.

Mit rastlosem Eifer hatte Petrus, nachdem er sein bischöfliches Amt angetreten, an die schwierige Aufgabe sich gemacht, die Ordnung in seiner Diözese wieder herzustellen und das religiöse Leben zu wecken und zu fördern. Seiner Mässigung, seiner Klugheit und seiner Geduld gelang das schwierige Werk vollkommen. Er hätte jetzt, wenn es seine Demut gestattet haben würde, mit einer gewissen Genugthuung auf die Erfolge seiner Thätigkeit schauen und sich derselben freuen können; denn Gott hatte seine Wirksamkeit sichlich gesegnet; ihm allein gab er aber auch alle Ehre. Hatte er nur mit Widerstreben und vereinten Vorstellungen hochverehrter Ordensbrüder nachgebend, die schwere Bürde auf sich genommen, so wollte er sie auch nicht länger tragen, als es nöthig schien. Der Zeitpunkt schien ihm jetzt gekommen, wo er sich derselben entledigen könnte, da er seine Mission erfüllt zu haben und deshalb nicht mehr länger in der Welt zurückbleiben zu dürfen glaubte, wenn er nicht das eigene Seelenheil gefährden wollte. Welch ein Beispiel haben hier Ordensleute, die in der Welt sich aufhalten und mit ihr verkehren müssen. Haben wir aber ähnliche Befürchtungen, gleiche Sorgfalt unseren Beruf zu bewahren, die nämliche Sehnsucht nach dem Vaterhause? — Hatte Petrus als Erzbischof nie aufgehört als Cistercienser sich zu fühlen und es zu sein, so ist das Verlangen, das Heimweh nach der geliebten Einsamkeit, nach dem stillen Kloster, das mit den Jahren immer stärker wurde, um so erklärlicher. Da er aber wohl einsah, dass eine Verzichtleistung auf seine Stelle nie angenommen und man ihm mit Gewalt zurückhalten werde, im Falle davon etwas verlaute, so entschloss er sich zu einem Schritte, den wir bewundern müssen, den wir aber unter anderen Verhältnissen nicht billigen könnten; er entschloss sich zu heimlicher Flucht.*

Eines Nachts verliess er in der Kleidung eines Landmannes und nur von einem Diener begleitet die bischöfliche Wohnung. Schweigend folgte dieser seinem Herrn, ohne dessen Absichten zu kennen oder zu errathen, auch nichts Besonderes vermuthend. Nach einiger Zeit schickte der Heilige denselben zurück, setzte zuerst den Weg allein fort und wechselte dann auf seiner langen Reise öfter die Führer, um so alle Nachforschungen unmöglich zu machen. Sein Ziel war ein Kloster seines Ordens, aber ein solches, wo er keine Gefahr lief, er-

* Wenn Stadler in seinem Heiligen-Lexicon 4. Bd., S. 822 sagt: „Die Frucht seiner Mühen muss sehr gering gewesen sein, denn nach 30 Jahren ununterbrochener Arbeit begab sich der hl. Erzbischof, ohne dass ein Mensch davon wusste, in ein ungenanntes Kloster seines Ordens u. s. w.“, so bedarf dieser Satz nach mehr als einer Seite der Berichtigung, wie aus unserer Auffassung und Darstellung ersichtlich ist.

kannt zu werden. In Deutschland gab es damals schon eine grosse Anzahl Cistercienserklöster, und nach der allgemeinen Annahme soll er nach einem derselben seine Schritte gelenkt haben. Der Name* desselben wird auffälliger Weise nirgends bestimmt genannt und so wissen wir nicht, welches das Glück hatte, den grossen Mann in seinen Mauern zu bergen. Dieser hat um Aufnahme als einfacher Mönch gebeten und sie auch erhalten. Durch nichts gab er sich als Cistercienser zu erkennen, denn sonst hätte er sein Geheimnis verrathen, weil dann nach seinem Empfehlungsbrief von seinem bisherigen Abte gefragt worden wäre oder, da er einen solchen nicht hätte vorgeben können, er als Ausreisser behandelt worden wäre. Dass man den Fremdling nicht weiter nach seinem Herkommen und Stand fragte, darf uns nicht wundern, es genügte in dem Bittsteller einen Candidaten zu erkennen, — und Petrus hat gewiss den denkbar günstigsten Eindruck durch sein Wesen gemacht — der würdig schien, das Ordenskleid zu erhalten und in die Reihen der Mönche aufgenommen zu werden. Er musste also wieder Novize werden und all den Prüfungen sich unterziehen, welchen diese unterworfen werden. Aber das war ihm gerade willkommen, weil er so Gelegenheit fand, allzeit in der Demut sich zu üben; er schätzte sich glücklich, gehorchen zu dürfen. Er geniesst aber auch mit vollen Zügen die Freuden der Einsamkeit und die Wohlthat des Stillschweigens.

Kehren wir nach seiner Residenzstadt Moutiers zurück. Dort hatte die Kunde von der Flucht des Erzbischofs, nachdem dieselbe einmal feststand, schnelle Verbreitung in Stadt und Land gefunden und ungeheures Aufsehen erregt. Man schickte natürlich sofort Boten aus, um seinen Aufenthaltsort auszuforschen, die nähere Umgebung, wie die abgelegensten Orte wurden durchsucht, aber nirgends fand sich eine Spur von dem schmerzlich Vermissten, der bereits die Grenzen Savoyens überschritten hatte. Trauer und Schmerz herrschten in der ganzen Diözese, namentlich aber unter den Armen. Man betrachtete den Verlust des trefflichen Mannes als eine Strafe des Himmels und sagte sich, man sei desselben nicht werth gewesen. Oeffentliche Gebete wurden nun veranstaltet, um die Rückkehr des geliebten Oberhirten zu erleben.

Unter denen, welchen der Weggang des Heiligen besonders nahe gieng und sie betrübte, befand sich ein junger Mann, wahrscheinlich ein Kleriker, der wegen empfangener Wohlthaten ihm besonders anhänglich war. Dieser machte es sich nun zur Aufgabe, den Aufenthaltsort des entflohenen Erzbischofs auszukundschaften und nicht eher zu ruhen, als bis er ihn gefunden habe. Bei seinem Unternehmen leiteten ihn zwei Gedanken: erstens, dass jener nur ein Kloster seines Ordens aufgesucht habe und zweitens, dass es nur ein solches sein könne, in welchem er völlig unbekannt war. Mit bewundernswerther Beharrlichkeit machte er sich auf den Weg, zog von einem Cistercienser-Kloster zum andern, stellte überall genaue Nachforschungen an und verliess keines und gieng nicht weiter, ehe er sich nicht Gewissheit verschafft hatte, dass der Gesuchte daselbst sich nicht befinde. Nach langem vergeblichem Suchen gelangte er endlich zu der Abtei, wo Petrus sich verborgen hielt. Der junge Mann stellte sich, wie er es überall bisher gethan, an dem Wege auf, welchen die Mönche giengen, wenn sie sich zur Feldarbeit begaben. Den Vorübergehenden sah er scharf ins Gesicht, um ein bekanntes zu entdecken; da — sollte er seinen Augen trauen? — fand er endlich in der langen Reihe

* Die *Idea Chrono-Topographica Congreg. Cist. per Super. Germaniam* (1720) nennt Lüzel, aber ohne Beweise dafür. „Hoc Asceterium . . . S. Petrus Tarentasiae Archiepiscopus plurium Mensium Contubernio beavit, dum honores fugiens dissimulata persona & dignitate hoc in Monasterio delituit.“ „Dieses Kloster . . . hat der Heil. Petrus Erzbischoff zu Tarantasia, etliche Monat lang mit seiner Bewohnung beglückseeliget, da Er die Ehr und Würde zu fliehen, unbekandter Weiss sich hier aufgehalten.“ S. 105 u. 107.

der Religiösen eine bekannte Gestalt mit noch bekannteren Gesichtszügen. Er konnte seine Erregung nicht bemeistern, mit einem Freudenschrei warf er sich zu dessen Füßen, ergriff dessen Hände, welche er ehrfurchtsvoll küsste. Diese auffallende Scene erregte selbst der ernstesten Brüder Aufmerksamkeit und Erstaunen, es begann in ihnen die Ahnung aufzusteigen, es müsse mit diesem Mitbruder eine besondere Bewandnis haben. Bewunderung und Ehrfurcht ergriff aber alle, als sie erst erfuhren, wer derselbe eigentlich sei. Die ganze Schaar warf sich jetzt ebenfalls vor ihm auf die Kniee; sie entschuldigten sich, dass man ihn nicht nach Rang und Würde behandelt habe und baten um seinen bischöflichen Segen. Vergossen die andern Freudenthränen über die Entdeckung, so erfüllte tiefe Wehmuth das Herz des Erzbischofs, denn es war jetzt um seine liebe Einsamkeit und Ruhe geschehen. Nur der Gedanke, es sei Gottes Fügung, dass er in seiner Verborgenheit entdeckt wurde und nicht dessen Willen, dass er sein Leben darin beschliesse, tröstete ihn. Die Kunde aber von dem merkwürdigen Ereignis verbreitete sich rasch in der Umgebung des Klosters; schaaarenweise strömte das Volk herbei, um den demütigen Diener Gottes zu sehen und seinen Segen zu empfangen.

Eine Abordnung aus seiner Diözese, nachdem die Meldung von dem Wiederauffinden des Verlorenen dorthin gelangt war, traf bald ein, um ihn zurück zu geleiten. Der Zug durch seinen Sprengel glich einem Triumphzug und besonders glänzend war der Empfang in seiner Residenz. Der demütige Mann war nicht im Stande, der überströmenden Freude des guten Volkes Einhalt zu thun. Gottfried vergleicht diese mit jener der Apostel, als sie den auferstandenen Heiland zum erstenmal wieder sahen.

Ueber die Zeit, in welcher diese Ereignisse stattfanden, macht der Biograph ebenfalls keine Angaben. Wir glauben aber bestimmt annehmen zu dürfen, dass Petrus seinen Entschluss, wieder in einem Kloster seines Ordens Aufnahme zu suchen, nicht vor dem Tode des hl. Bernhard ausführte, der denselben gewiss nicht gebilliget hätte. Wir sehen Petrus im Jahre 1154 zum erstenmal vor Friedrich Barbarossa* und 1157 finden wir ihn als Zeugen bei einer Schenkung, welche genannter Kaiser der Kirche zu Vienne macht,** somit fällt der Aufenthalt unseres Heiligen in dem deutschen Kloster wahrscheinlich in die Zeit von 1154—57; wie lange derselbe gewährt, ist nicht zu ent-rathen; aus allem geht aber hervor, dass er nur von kurzer Dauer war.

Diesen Aufenthalt im Kloster müssen wir, von einem andern Standpunkte aus betrachtet, als eine Vorbereitungszeit auf das nun folgende Auftreten des Erzbischofs in Kirche und Staat betrachten. Es scheidet auch diese Episode im Leben unseres Heiligen dessen Episkopat in zwei Perioden; wir werden ihn jetzt als den gewandten und furchtlosen Anwalt der Kirche gegen ihre Feinde und Unterdrücker kennen lernen.

* Damberger, Synchronistische Geschichte im Mittelalter, 8. Band, S. 580.

** Chevray p. 127.